

8. Fazit

Ich habe die vorliegende Arbeit einleitend mit einem kurzen Rückblick auf mein Peacebuilding-Praktikum in Mostar (Bosnien und Herzegowina) eröffnet, das mir die Ausgangsidee zu einer nicht von vornherein auf Peacebuilding-Maßnahmen fokussierten (also lösungsfixierten) Analyse eines Nachkriegskontexts geliefert hat. Stattdessen habe ich meinen Fokus hier auf unfriedliche Beziehungen gelegt, in denen die Möglichkeit von Gewalt in Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen unmittelbar gelebt wird. Allerdings hätte auch dieser Fokus leicht auf einen Forschungsprozess hinauslaufen können, in dem ich mich letztlich dann doch in erster Linie mit der Konzeption, der Umsetzung und den Verbesserungspotentialen von Peacebuilding-Maßnahmen beschäftigt hätte. Dieser Ausgang wäre sogar geradezu vorprogrammiert gewesen, wenn ich weiterhin an gängigen Vorstellungen kriegsgeprägter und friedensförderungsbedürftiger Beziehungen festgehalten hätte, die in der Forschung zu Nachkriegskontexten üblicherweise nicht infrage gestellt werden und die zugleich stets bereits zu den verfügbaren (bereits entwickelten und praktizierten) Peacebuilding-Maßnahmen passen. Ich wäre dann weiter davon ausgegangen, dass Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen in Sierra Leone entlang einer eindeutigen Trennlinie zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung verlaufen; und ich hätte das Entstehen dieser Trennlinie im Zuge radikal unterschiedlicher Erfahrungen – von Kämpfern einerseits und Zivilistinnen und Zivilisten andererseits – wohl gar nicht erst infrage gestellt. Aus dieser Perspektive hätte ich mir dann nicht nur den größten Teil meines Forschungsprozesses von vornherein sparen können; noch dazu wäre es mir angesichts ›gegebener‹ Probleme im Endeffekt wohl doch notwendig erschienen, mich in erster Linie mit Lösungen zu befassen: mit Peacebuilding-Maßnahmen, ihren Erfolgen und Misserfolgen und mit der Erarbeitung von Optimierungsvorschlägen für die Peacebuilding-Praxis. Rückblickend lässt sich leicht erkennen, dass mir der konfrontative Kurs, den ich stattdessen eingeschlagen habe, erst durch Einsichten in die Dynamik und Komplexität des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegsgeprägter Gewalt möglich wurde, die in zahlreichen Einzelfallstudien und in der vergleichenden Forschung zu ›innerstaatlichen‹ (nicht ›klassisch‹ zwischenstaatlichen) Kriegen präsentiert werden. Wenn ich eine einzelne Arbeit

auswählen sollte, die mich in dieser Hinsicht ganz besonders inspiriert hat, so wäre dies wohl ein Aufsatz des vergleichenden Kriegsforschers Stathis Kalyvas aus dem Jahr 2003. Darin stellt Kalyvas speziell die Treffsicherheit und Aussagekraft der Vorstellung ›zentraler Konfliktlinien‹ anhand zahlreicher empirischer Beispiele aus diversen Kriegen eindrücklich infrage. Aus diesem Aufsatz stammt auch eine Darstellung, die ich einleitend bereits zitiert habe und die sich darauf bezieht, dass unbedingt nach Eindeutigkeit strebende Komplexitätsreduzierungen in drastischem Widerspruch zur Dynamik und Komplexität des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegserischer Gewalt stehen: »[T]he widely observed ambiguity is fundamental rather than incidental to civil wars, a matter of structure rather than noise.« (Kalyvas 2003: 475) Bei den gängigen Vorstellungen, denen zufolge kriegsgeprägte und friedensförderungsbedürftige Beziehungen entlang ›zentraler Konfliktlinien‹, zwischen ›Tätern und Opfern‹ oder eben entlang einer Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie bestehen, handelt es sich aber durchweg um unbedingt nach Eindeutigkeit strebende Komplexitätsreduzierungen. In ihnen wird ausgeblendet, dass eigentlich gar keine Zweifel daran bestehen können, dass Seitenaufteilungen, die als ›zentrale Konfliktlinien‹ angesehen werden, nicht notwendigerweise unüberwindbare Gräben darstellen, die in kriegserischer Gewalt nur noch vertieft werden; dass sich oft keine eindeutige Trennlinie zwischen Tätern und Opfern ziehen lässt; und dass Zivilistinnen und Zivilisten und diejenigen, die unter Bedingungen kriegserischer Gewalt Kämpferinnen und Kämpfer werden, auch ähnliche Kriegserfahrungen machen. Da zudem kein ersichtlicher Grund zu der Annahme besteht, dass ausgerechnet die unter Bedingungen kriegserischer Gewalt gelebte Uneindeutigkeit keine Spuren in Nachkriegskontexten hinterlässt, war so das Misstrauen gegenüber den bestehenden Vorstellungen gesät, das meine konfrontative Vorgehensweise inspiriert hat – und das ich am Beispiel von Sierra Leone dann ganz auf die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie fokussiert habe.

Im Ergebnis steht außer Zweifel, dass sich dieses Misstrauen gelohnt hat. Die unfriedlichen Beziehungen, die ich hier auf Basis meines gesammelten empirischen Materials definieren konnte, bestehen nicht zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung, sondern zwischen Wachsamern und ›gefährlichen jungen Männern‹ – wobei letztere weder notwendigerweise Exkombattanten noch notwendigerweise gewaltbereit, dafür aber selbst ebenfalls Wachsame sind. Noch dazu wird das Entstehen und Fortbestehen dieser empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen mit der empirisch modifizierten Prozessvorstellung sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel gerade nicht auf radikal unterschiedliche, sondern auf ähnliche Erfahrungen unter Bedingungen kriegserischer Gewalt zurückgeführt, die im Nachkriegskontext handlungsprägend nachwirken. Bei ihnen handelt es sich vor allem um Erfahrungen erschreckender Gewalt, andauernder Schutzlosigkeit und bedrohlicher Identifizierungsprobleme.

Ich verzichte an dieser Stelle darauf, die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen und die ohnehin gerade erst ausformulierte Prozessvorstellung ab-

schließlich noch einmal knapp zusammenzufassen. Sie machen in erster Linie in der Ausführlichkeit Sinn, in der sie je zum Ende von Kapitel 6 und 7 dargelegt sind. In ihren Formulierungen habe ich ganz bewusst viel Wert auf empirische ›Details‹ gelegt, bei denen es sich eben nicht nur um Hintergrundrauschen (›noise‹, Kalyvas 2004: 475) handelt, das ebenso gut auch eingeebnet werden könnte. Um die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit aber trotzdem noch einmal auf den Punkt zu bringen und hier abschließend eine griffige Alternative zur Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie anzubieten, werde ich die empirisch modifizierte Prozessvorstellung im Folgenden stattdessen zu einer allgemeineren, also nicht länger speziell auf Sierra Leone bezogenen Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamkeit und ›Gefährlichkeit‹ verdichten. Die ›Verdichtung‹ besteht dabei schlicht darin, dass alle empirischen Erläuterungen und damit alle direkten Bezüge auf Sierra Leone gestrichen werden. Im Gegensatz zur Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie basiert die so verdichtete und allgemeiner gemachte Erwartung aber weiterhin auf einer Prozessvorstellung, die wenigstens an einem Beispiel – nämlich auf Basis von empirischem Material aus Bo Town und Sekundärliteratur zur Vor-, Kriegs- und Nachkriegszeit in Sierra Leone – ausführlich begründet ist; und ebenfalls im Gegensatz zur Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie lässt auch die verdichtete Erwartung Uneindeutigkeit – in Form von eben nicht radikal unterschiedlichen Erfahrungen und zudem von Identifizierungsproblemen – explizit zu und macht sie sogar zu ihrem zentralen Ausgangspunkt. Aus dieser verdichteten und so allgemeiner gemachten Erwartung lassen sich darüber hinaus drei Anregungen für weiterführende Untersuchungen ableiten. Diese zeige ich im Anschluss kurz auf, bevor ich dann noch ein breiter gefasstes Forschungsdesiderat formuliere, mit dem ich die vorliegende Arbeit abschließe.

8.1 EINE ALTERNATIVE ZUR EXKOMBATTANTEN/ ZIVILBEVÖLKERUNG-TRENNLINIE

Abzüglich der empirischen Bezüge auf Sierra Leone ergibt sich aus der empirisch modifizierten Prozessvorstellung die Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamkeit und ›Gefährlichkeit‹. Abhängig von je kulturell spezifischen Gefährlichkeitsvorstellungen und Kriegsinterpretationen und von den jeweiligen Lebensbedingungen im Nachkriegskontext können die den ›Gefährlichen‹ zugeschriebenen Gewaltbereitschaften und auch ihre tatsächlichen Gewaltbereitschaften (so unter ihnen tatsächlich Gewaltbereite sind) hinsichtlich ihrer Inhalte und Ausmaße von Fall zu Fall variieren: Nach Kriegen, in denen – je aus Sicht der lokalen Bevölkerung – erschreckende Gewalttaten und andauernde Schutzlosigkeit erlebt und erlitten worden sind und in denen hinsichtlich der Gewalttäter/innen zudem verbreitet mit Identifizierungsproblemen gerungen werden musste, ist demnach zu erwarten, dass je spezifische, nämlich aus lokalen Gefährlichkeits-

vorstellungen und Kriegsinterpretationen gespeiste Gewalterwartungen nicht nur und noch nicht einmal in erster Linie denjenigen entgegengebracht werden, die tatsächlich Gewalttaten begangen haben; sondern vor allem denjenigen, die von ihrem Erscheinungsbild her in die behelfsmäßigen Vorstellungen passen, die unter Bedingungen kriegesischer Gewalt im Ringen mit Identifizierungsproblemen darüber entwickelt worden sind, wie Gewalttäter/innen aussehen und woran sie erkennbar sind. Für solche Vorstellungen, die dann je spezifische Ästhetiken der Gefährlichkeit ausmachen, ist davon auszugehen, dass sie inhaltlich sowohl Referenzen zu Kriegserfahrungen als auch zu kulturell verankerten Gefährlichkeitsvorstellungen enthalten, die unter Bedingungen kriegesischer Gewalt intuitive Anknüpfungspunkte für die Vorstellungsentwicklung geliefert haben. Insoweit die ›Gefährlichen‹ (ehemalige Gewalttäter/innen oder auch nicht) unter Bedingungen kriegesischer Gewalt ebenfalls erschreckende Gewalttaten und andauernde Schutzlosigkeit erlebt und erlitten und mit Identifizierungsproblemen gerungen haben, ist zudem zu erwarten, dass auch sie sich an der jeweiligen Ästhetik der Gefährlichkeit orientieren und dass ihre Gewalterwartungen insgesamt denen der ›ungefährlichen‹ Wachsamkeit gleichen (dies sind Wachsame, die nicht selbst unter Gefährlichkeitsverdacht stehen). In Nachkriegskontexten lässt sich dann keine eindeutige Trennlinie zwischen Wachsamkeit und ›Gefährlichen‹ ziehen, die grundsätzlich verschiedene Denk- und Handlungsweisen voneinander separieren würde. Dass Gewalterwartungen und Ästhetiken der Gefährlichkeit nach Kriegsende überhaupt fortbestehen, ist zudem vor allem für solche Nachkriegskontexte zu erwarten, in denen es an Anlässen fehlt, sie infrage zu stellen; sei es aufgrund einer andauernd prekären Sicherheitslage, in der letztlich nur auf selbstgetroffene Schutzvorkehrungen Verlass ist, so dass alle zur Verfügung stehenden Wachsamkeitsorientierungen weiterhin dringend notwendig und grundsätzlich sinnvoll erscheinen; und/oder weil zumindest einige ›Gefährliche‹ (ehemalige Gewalttäter/innen oder auch nicht) tatsächlich – in vergleichsweise geringen Ausmaßen, ansonsten könnte nicht von einem Nachkriegskontext die Rede sein – Gewalttaten begehen. Dies ist, in Form und Inhalt verdichtet, die Alternative zur Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie, die sich aus der empirisch modifizierten Prozessvorstellung ergibt.

Eine sofort naheliegende Anregung für weiterführende Untersuchungen besteht in der Frage, inwieweit diese Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamkeit und ›Gefährlichen‹ über Sierra Leone hinaus aussagekräftig und treffsicher ist (wobei auch noch genauer zu untersuchen wäre, inwieweit die in Kapitel 6 für Sierra Leone formulierte Verallgemeinerbarkeitshypothese tatsächlich tragfähig ist, siehe oben 6.3.5). Um die Übertragbarkeit der Erwartung zu prüfen, wäre es idealerweise notwendig, das im Forschungsprozess für die vorliegende Arbeit durchgeführte Prozedere zur empirischen Definition unfriedlicher Beziehungen für andere Nachkriegskontexte zu wiederholen. Es müsste also empirisches Material gesammelt werden, um dann in konfrontativer Weise unfriedliche Beziehungen zu definieren – nur dass dann nicht mehr die Exkom-

battanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie, sondern die Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamem und ›Gefährlichen‹ konfrontiert werden müsste. So würden nicht nur Gelegenheiten zum Aufmerksamwerden auf mögliche Abweichungen zugelassen werden, sondern gegebenenfalls könnten auch gleich Alternativen zur Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamem und ›Gefährlichen‹ formuliert werden. Anhand solche Übertragbarkeitsuntersuchungen ließe sich dann womöglich sogar eine problemfokussierte Brücke zur Peacebuilding-Forschung schlagen: Wenn sich beispielsweise herausstellen würde, dass in Nachkriegskontexten nach kriegesischer Gewalt gegen die Zivilbevölkerung häufig irrtumsanfällige Ästhetiken der Gefährlichkeit fortbestehen, würde dies einen neuen und vergleichsweise wohlbegründeten Problemfokus für die Untersuchung bestimmter Peacebuilding-Maßnahmen nahelegen. Um den Erfolg von Reintegrations- und Versöhnungsmaßnahmen zu ergründen, wäre es dann notwendig, gerade auch die Lebenssituationen derjenigen in den Blick zu nehmen, die für gefährliche Exkombattanten *gehalten werden*.

Sobald darüber nachgedacht wird, an welchen Nachkriegskontexten die Aussagekraft und Treffsicherheit der Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamem und ›Gefährlichen‹ am besten geprüft werden könnte, wird noch eine weitere Anregung für weiterführende Untersuchungen sichtbar – diesmal mit Blick auf das Leben und Überleben unter Bedingungen kriegesischer Gewalt: Als Überprüfungsfälle wären in erster Linie Nachkriegskontexte geeignet, in denen unter Bedingungen kriegesischer Gewalt verbreitet mit Identifizierungsproblemen gerungen wurde, die Bemühungen darum ausgelöst haben könnten, orientierungsbietende Vorstellungen über Gewalttäter/innen zu entwickeln. Allerdings sind solche Identifizierungsprobleme in der Forschung zu ›innerstaatlichen‹ Kriegen kein prominentes Thema und Beschreibungen des Umgangs mit ihnen sind kaum zu finden. Nur zur Erinnerung: Auch in Kapitel 5 musste ich für detailliertere Beschreibungen auf die nicht-akademische Kriegsautobiographie des ehemaligen Kindersoldaten Ishmael Beah (2007) zurückgreifen (siehe 5.2.2). Die Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamem und ›Gefährlichen‹ könnte also zum Anlass genommen werden, Identifizierungsprobleme unter Bedingungen kriegesischer Gewalt ausführlicher zu erforschen. Dabei müssten insbesondere Identifizierungsprobleme in den Blick genommen werden, mit denen gerade auch Zivilistinnen und Zivilisten zu ringen haben.

Es ist nämlich nicht der Fall, dass Identifizierungsprobleme in der Forschung zu ›innerstaatlichen‹ Kriegen bislang gar nicht behandelt wurden. Nur geht es, wenn es um Identifizierungsprobleme geht, nahezu ausschließlich um solche Identifizierungsprobleme, mit denen demnach in erster Linie Armeen, nicht-staatliche bewaffnete Gruppen und gegebenenfalls Interventionstruppen zu ringen haben, wenn sie miteinander um Gebiets- und Bevölkerungskontrolle konkurrieren und vor der Herausforderung stehen, loyale oder zumindest nicht aktiv subversive Teile der Bevölkerung von Kollaborateurinnen und Kollaborateuren der jeweiligen Gegenseite zu unterscheiden (vgl. Kalyvas 2006: 146ff.; Kalyvas/

Kocher 2007: 191ff.; Weinstein 2007: 203ff.). Dass auch Zivilistinnen und Zivilisten mit Identifizierungsproblemen ringen, wird aus dieser Perspektive gar nicht in Erwägung gezogen. Im Gegenteil: Zivilistinnen und Zivilisten gelten in erster Linie als ›Träger‹ wertvoller Informationen, die sie wahlweise mit Armeen, mit bewaffneten Gruppen oder mit Interventionstruppen teilen und so die militärischen Erfolgchancen der Kriegspartei ihres Vertrauens immens steigern können (siehe oben 5.2). Im Hinblick auf Gebiets- und Bevölkerungskontrolle erfolgreiche Armeen, bewaffnete Gruppen oder Interventionstruppen zeichnen sich demnach dadurch aus, dass sie das Vertrauen der Zivilbevölkerung gewinnen, die ihnen dann vertrauensvoll Informationen zur Verfügung stellt – über Kollaborateurinnen und Kollaborateure und über gegnerische Taktiken, Verstecke, Unterstützungsnetzwerke etc. Der vergleichende Kriegsforscher Jeremy Weinstein fasst diese Auffassung folgendermaßen zusammen:

»Civilian support is important to the outcome of the conflict: noncombatants are in a position of power, able to shift their support from one side to another, to provide or withhold resources necessary for the group's operation, and to offer information to combatants about who is supporting the opposition.« (Weinstein 2007: 203)

Diese Auffassung wird nicht nur in der vergleichenden Kriegsforschung vertreten. Es handelt sich bei ihr auch um einen militärstrategischen Gemeinplatz, der im Zuge der ›Aufstandsbekämpfung‹ – auf Englisch ›Counterinsurgency‹ – im Rahmen der Interventionen in Afghanistan und im Irak erneut bekräftigt worden ist. In einem Strategiepapier des US-Militärs, das die Grundpfeiler der aktuellen Counterinsurgency-Doktrin (COIN) zusammenfasst, heißt es beispielsweise: »Almost all forms of intelligence collection have a role in COIN, but historically, intelligence gathered from human sources (including civilians, agents and captured/reconciled insurgents) has made the greatest contribution to success.« (US Government Interagency Counterinsurgency Initiative 2009: 19)¹

Allerdings steht der überlegene Überblick, der Zivilistinnen und Zivilisten in dieser Auffassung zugeschrieben wird, in denkbar drastischem Widerspruch zu der Verwirrung, die in der wissenschaftlichen Sekundärliteratur zum Krieg in

1 | Noch einen Schritt weiter geht das ebenfalls im Irak und in Afghanistan umgesetzte *Human Terrain System* Projekt des US-Militärs, über das Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler in militärische Operationen eingebettet worden sind, um »cultural intelligence« (Kipp u.a. 2006: 8, 11) zu der jeweils lokalen Bevölkerung (dem »menschlichen Terrain«) zusammenzutragen. Solche »cultural intelligence« – Wissen über lokale Praktiken, Denkweisen, bestehende Feindschaften, Loyalitäten etc. – soll idealerweise eingesetzt werden, um das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen; und dieses Vertrauen wiederum soll es erleichtern, an Informationen zu gelangen, die zur Festigung von Gebiets- und Bevölkerungskontrolle benötigt werden (vgl. Kipp u.a. 2006; vgl. kritisch Albro 2007; Forte 2011).

Sierra Leone vor allem anhand des *sobel*-Phänomens thematisiert wird und die am plakativsten wohl in den Umfrageergebnissen der NGO *Physicians for Human Rights* deutlich wird, die ich in Kapitel 5 bereits zitiert habe: Nach der Identität derjenigen befragt, die ihnen Gewalt angetan hatten, wählten von 3.759 kurz vor Kriegsende befragten Flüchtlingen insgesamt 1.290 die Antwortoption »I don't know«; 590 Befragte legten sich auf die Kategorie »Rebels«, unspecified« fest; die Übrigen vermuteten, dass es sich bei ihren Angreifern wohl um Angehörige der RUF gehandelt habe (*Physicians for Human Rights* 2002: 44; siehe oben 5.2.1). Zwar habe ich im Rahmen einer kursorischen Suche in der wissenschaftlichen Sekundärliteratur zu diversen anderen »innerstaatlichen« Kriegen keine Schilderungen ähnlicher Identifizierungsprobleme finden können – dafür bin ich aber durch Zufall in einer 2010er Ausgabe der deutschen *Le Monde diplomatique* fündig geworden. In einer darin veröffentlichten Reportage des britischen Journalisten Stephen Grey sind Identifizierungsprobleme beschrieben, auf die Grey im Zuge von Recherchen in der Stadt und in der Provinz Kandahar (Afghanistan) im Frühjahr 2010 aufmerksam geworden ist:

»Im Café erörtern ein afghanischer Kollege, der in dieser Stadt einen Film drehen will, und ich die Frage, ob irgendjemand den leisesten Schimmer hat, wer hier eigentlich gegen wen kämpft. Es gibt andauernd Mordanschläge, Entführungen, Bombenexplosionen. Für die Journalisten, die klare Fronten bevorzugen, stecken die Taliban dahinter. Aber die Einheimischen, die wir interviewen, sehen andere, dunklere Kräfte am Werk, zum Beispiel Gangsterbanden oder Milizen der Warlords, die mit der Regierung verbündet sind. [...] Auf dem Lande ist das große Thema bei den Dorfversammlungen die von den Amerikanern so genannten LDI (local defence initiative). Für die Afghanen sind das schlicht die Milizen. Die sind es, die Leute festnehmen und Schutzgelder erpressen, beschweren sich die Dörfler. [...] Ähnliche Klagen hören wir auf einer anderen Dschirga, die in einer US-Basis stattfindet: »Wir können nicht sagen, ob jemand zur Miliz oder zu den Taliban gehört – alle tragen Waffen und keiner hat eine Uniform.« Ein Offizier der afghanischen Armee, der mit den Amerikanern zusammenarbeitet, schlägt eine Lösung vor. Die Dörfler sollen ihre eigene Miliz gründen [...].« (Grey 2010)

Ich kann darüber zwar nur spekulieren, aber ich vermute, dass gezielte empirische Untersuchungen noch aus vielen weiteren Kriegen Beispiele für Identifizierungsprobleme zutage fördern würden, mit denen gerade auch Zivilistinnen und Zivilisten zu ringen haben.

Noch eine weitere Anregung ergibt sich aus der in der Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamkeit und »Gefährlichkeit« enthaltenen Idee kontextspezifischer Ästhetiken der Gefährlichkeit – und zugleich daraus, dass die in der vorliegenden Arbeit beschriebene Ästhetik der Gefährlichkeit zwar auf empirischem Material aus Bo Town basiert, dafür aber trans-kulturell erstaunlich leicht nachvollziehbar ist. Letzteres ist mir besonders nachdrücklich im Zuge eines Gastvortrags aufgezeigt worden, den ich im Sommersemester 2012

in einem Proseminar im Bereich Friedens- und Konfliktforschung am Otto-Suhr-Institut in Berlin gehalten habe. Die Studentinnen und Studenten fanden nichts sonderlich Überraschendes daran, dass ich in Bo Town herausgefunden hatte, dass sozioökonomisch marginalisierte Jugendliche und junge Männer unter Exkombattanten-Verdacht gestellt und für gewaltbereit gehalten werden. Im Gegenteil, sie argumentierten, dies sei doch eine sehr naheliegende und fast schon banale Einsicht. Schließlich gebe es überall ›gefährliche junge Männer‹ und die von mir beschriebene Ästhetik der Gefährlichkeit sei doch nahezu universalgültig und grundsätzlich auch in Berlin beobachtbar. Ein Student fasste die Diskussion zu meinem Vortrag in der an mich gerichteten Aufforderung zusammen: »Geh doch einfach mal in den Görlitzer Park!« Der Görlitzer Park ist ein bekannter Drogenumschlagplatz und zugleich eine beliebte und heftig frequentierte sommerliche Grill- und Picknick-Location in Berlin-Kreuzberg. Die durchweg männlichen Drogendealer, die dort wenig diskret ihren Geschäften nachgehen und auf die der Hinweis des Studenten mit Sicherheit abzielte, sind überwiegend junge Migranten und Flüchtlinge aus Subsahara-Afrika, deren Hautfarbe über vielfältige Assoziationen (etwa mit reißerischen Bildern aus Kriegen in Subsahara-Afrika, die beispielsweise aus Filmen, Medienberichten und NGO-Kampagnen bekannt sind)² wohl neben Marginalisierung und Drogenhandel noch mit zu ihrer ›Gefährlichkeit‹ beiträgt. Eine Doktorandin-Kollegin aus der Europäische Ethnologie hat mich zudem auf die sogenannten ›chavs‹ aufmerksam gemacht, die in Großbritannien vor allem in den von Sozialbauten geprägten Außenbezirken größerer Städte anzutreffen sind und deren Erscheinungsbild – so wie es von vielen sozioökonomisch bessergestellten Betrachterinnen und Betrachtern wahrgenommen wird – einige Überschneidungen mit dem Erscheinungsbild ›gefährlicher junger Männer‹ aufweist. ›Chavs‹ ist eine abwertende Bezeichnung, die in Großbritannien für junge männliche Angehörige der arbeitslosen britischen ›Unterschicht‹ und für Migranten beziehungsweise für junge Männer mit Migrationshintergrund gebraucht wird, die insgesamt für ›sozialen Verfall‹ und steigende Kriminalitätsraten verantwortlich gemacht werden (vgl. etwa Hayward/Yar 2006). Die folgende ›chav‹-Definition stammt aus einem interaktiven Online-Wörterbuch, dem *Urban Dictionary*, in dem Nutzerinnen und Nutzer ihre eigenen Definitionen von Slang-Begriffen anonym veröffentlichen können:

»There are many variants of this creature but all are subject to the following commonalities: Chavs are completely Amoral [sic!], having never been subjected to right and wrong by their inattentive, uncaring and often absent parents. [...] Whatever their ethnic back-

2 | Die Kampagne, die solche Bilder in letzter Zeit weltweit wohl am erfolgreichsten verbreitet hat, ist die KONY 2012 Kampagne der US-amerikanischen NGO *Invisible Children* (2012), die zur Ergreifung von Joseph Kony aufruft, dessen *Lord's Resistance Army* für den massenhaften Einsatz entführter und zwangsrekrutierter Kindersoldaten bekannt ist (siehe auch Baines 2012).

ground, Chavs have a built-in affinity to hip-hop/R&B, even if they are inherently racist [...]. They see their life as glamorous and cool. Chavs are for the most part, extremely stupid. However, some of them render a form of low cunning, which can be misinterpreted as intelligence. However this is false. A Chav has no desire to better themselves [sic!] through honest means nor learn anything [...].« (Urban Dictionary 2013)

Allerdings gilt sowohl für die Dealer im Görlitzer Park als auch für ›chavs‹, dass sie in Berlin beziehungsweise in britischen Städten – solange keine explizite Aggression hinzukommt – bei Betrachterinnen und Betrachtern wohl nicht die Art unmittelbar gewalterwartender Wachsamkeit auslösen, die ich in der empirischen Definition unfriedlicher Beziehungen beschrieben habe (siehe oben 6.3.1).³

Ästhetiken der Gefährlichkeit könnten aber in jedem Fall auch abseits von Nachkriegskontexten untersucht werden und dann Aufschluss über je spezifische Gefährlichkeitsvorstellungen und auch über trans-kulturelle Ähnlichkeiten in Gefährlichkeitsvorstellungen geben. Ein Beispiel für trans-kulturelle Ähnlichkeit habe ich in der vorliegenden Arbeit bereits anhand des gewaltfernen Frauenbilds aufgezeigt, das Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner – zumindest hinsichtlich der Gewaltferne (darüber hinaus lassen sich durchaus je Frauenbild-spezifische Unterschiede ausmachen) – mit Peacebuilding-Planern und -Praktikern gemeinsam haben (siehe oben 2.1.3 und 6.3.3).

8.2 KONFRONTATIVER UND EXPLORATIVER BEDARF

Über die gerade dargelegten Forschungsanregungen hinaus lässt sich aus den in der vorliegenden Arbeit insgesamt zusammengetragenen Einsichten vor allem eine zentrale Schlussfolgerung ziehen: nämlich die, dass es sich lohnt, bestehende Vorstellungen über Nachkriegskontexte auf den Prüfstand zu stellen, gerade wenn sie offensichtlich plausibel erscheinen.

Diese Schlussfolgerung ist insbesondere angesichts eines moralisch-normativen Drucks von Bedeutung, der in der Forschung zu Nachkriegskontexten stets spürbar ist; dieser Druck lässt Peacebuilding-Maßnahmen als alternativlose Notwendigkeiten erscheinen und legt dringend nahe, vor allem und in erster Linie der Peacebuilding-Praxis zuzuarbeiten. Dieser Druck lässt sich beispielhaft an einem 2010er Artikel des Peacebuilding-Forschers Roland Paris veranschaulichen, aus dem ich in der Einleitung zur vorliegenden Arbeit bereits zitiert habe. Darin erklärt Paris, es gebe schlicht keine Alternative zum »existierenden Peace-

3 | Allerdings kommt dies genau genommen ganz darauf an, wer jeweils die Betrachterinnen und Betrachter sind. Beispielsweise vermute ich, dass meine sierra-leonische Kriole-Lehrerin, die erst Anfang 2008 aus Freetown nach Berlin gekommen ist und die dem Görlitzer Park nichts abgewinnen kann, dort durchaus eine Variante von *rebel*-ähnlichen und dringend wachsamkeitsgebietenden ›gefährlichen jungen Männern‹ vor sich sieht.

building-Projekt« (Paris 2010: 338) – auch wenn umgesetzte Peacebuilding-Maßnahmen in ihren Ergebnissen bislang meist hinter den Erwartungen zurückbleiben und es an handfesten Belegen für friedensfördernde Wirkungen fehlt. Paris konstatiert zuversichtlich: »[S]uch missions, in spite of their many flaws, have done more good than harm.« (Paris 2011: 338) Jede Abkehr vom »existierenden Peacebuilding-Projekt« sei somit grob fahrlässig und habe absehbar schreckliches Leid zur Folge, »because the failure of the existing peacebuilding project would be tantamount to abandoning tens of millions of people to lawlessness, predation, disease and fear« (Paris 2010: 338). Entsprechend müsse es verantwortungsbewussten Forscherinnen und Forschern in erster Linie um eine stetige Verbesserung von Peacebuilding gehen (vgl. Paris 2010: 363). Unter solchem Druck zur erklärten Praxisrelevanz (insofern »erklärt« als stets offen bleibt, ob Empfehlungen tatsächlich eine Chance darauf haben, aufgegriffen zu werden) muss damit gerechnet werden, dass es Forscherinnen und Forschern schwer fällt, Ideen, Zeit, Energie und Fördermittel für Forschungsvorhaben zu mobilisieren, die nicht auf Peacebuilding-Verbesserung und noch nicht einmal unmittelbar auf Peacebuilding-Kritik abzielen. Da sie ebenfalls auf Peacebuilding-Maßnahmen fokussiert bleibt, steuert Peacebuilding-Kritik auf ihre Weise oft ebenfalls wenigstens indirekt zu Verbesserungsdebatten bei. Anders sieht es für Forschungsvorhaben aus, die sich gar nicht von vornherein und in erster Linie mit Peacebuilding-Maßnahmen beschäftigen wollen, sondern die vermeintlich offensichtliche Vorstellungen auf den Prüfstand stellen und die so einen »Realitäts-Check« beziehungsweise schlicht sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung ermöglichen, die – wie die vorliegende Arbeit demonstriert hat – durchaus überraschende Ergebnisse produzieren kann.

Aus meinem Forschungsprozess lassen sich zwei vielversprechende Strategien für solche Grundlagenforschung ableiten, die zu Unterscheidungszwecken die *konfrontative* und die *explorative* Strategie genannt werden können; wobei genau genommen aber beide Strategien – allerdings je zu unterschiedlichen Anteilen und an je unterschiedlichen Stellen im Forschungsprozess – konfrontative und explorative Elemente beinhalten. Mein eigener Forschungsprozess, den ich in Kapitel 2 ausführlich geschildert habe, stellt überwiegend ein Beispiel für die konfrontative Strategie dar, in der recht früh im Forschungsprozess eine bestimmte Vorstellung festgelegt wird, die dann empirisch auf den Prüfstand gestellt werden soll. Das Entdecken einer konfrontationsbedürftigen Vorstellung ist dabei zwar aus dem unmittelbaren Forschungsprozess ausgelagert, aber dennoch keine Selbstverständlichkeit. Immerhin muss zunächst einmal zu Bewusstsein gelangen, dass bestimmte Vorstellungen verbreitet als offensichtlich angesehen werden, obwohl nichts Offensichtliches an ihnen ist. Hinter jedem konfrontativen Vorgehen stehen deshalb aufrüttelnde Erfahrungen, die beispielsweise im Zuge eines Praktikums, während Feldforschung, in anregender Lektüre oder in Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen gemacht werden können.

Die explorative Strategie würde hingegen darin bestehen, Nachkriegskontexte über Feldforschung und dabei gezielt mit Fokus darauf zu erschließen, worüber Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner von sich aus am dringendsten sprechen wollen. Auf Grundlage des so gesammelten empirischen Materials könnte der Bogen dann zurück zu gängigen Forschungs- und Peacebuilding-Prioritäten geschlagen werden, um sie mit dem Entdeckten zu konfrontieren. Der Wert einer in diesem Sinne explorativen Strategie ist mir im Laufe meiner Feldforschung aufgegangen, als ich mich regelrecht dazu zwingen musste, weiter in erster Linie unfriedliche Beziehungen im Blick zu behalten (also an meiner konfrontativen Strategie festzuhalten) und nicht ausführlicher die Armut meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner zu erforschen, die ein alltägliches Thema darstellte, nach dem ich nie erst fragen musste (siehe 6.). In einem Interview wurden die Lebensbedingungen in Sierra Leone sogar als der »echte Krieg« bezeichnet, der auch im vermeintlichen Frieden alltäglich weitergeht:

»We sometimes think that we have peace in Sierra Leone, but we are really still fighting war. And this war that we are fighting now is the real war, because people cannot even eat twice per day, there are no jobs, there is no health care. [...] And then they say we have peace. But we don't have food to eat.« (Interview mit Dumbuya, 02.04.2009)

Wenn ich meinen vor der Feldforschung auf unfriedliche Beziehungen festgelegten Fokus aufgegeben hätte, hätte ich noch weitaus mehr Einsichten zu Armut sammeln und dann nutzen können, um zu untersuchen, welche Rolle Armut und unversichertes Leben in Peacebuilding-fokussierter Forschung und in der Peacebuilding-Praxis spielen und ob diese Rolle ihrem alltäglichen Stellenwert im Leben und Überleben im Nachkriegskontext auch nur ansatzweise nahekommt. Die Antwort auf diese Frage wäre mit ziemlicher Sicherheit verneinend ausgefallen und hätte wohl reichlich konfrontatives Gedankengut geliefert.

Leider sieht es absolut gar nicht so aus, als würde sich Armut in Sierra Leone in nächster Zeit erledigen, so dass ich womöglich noch Gelegenheit zu einer explorativen Armutsstudie haben werde.

